



Kampf um Status

Der Soziologe Aladin El-Mafaalani über die Jugendgewalt - und warum sie auch ein Resultat erfolgreicher Integration ist.

Interview von Jakob Biazza

Quelle: SZ

Mit freundlicher Genehmigung des Autors und der SZ

Aladin El-Mafaalani, 1978 im Ruhrgebiet geboren, ist Professor für Erziehung und Bildung in der Migrationsgesellschaft am Institut für Migrationsforschung und interkulturelle Studien an der Universität Osnabrück. Nach dem Studium war er Lehrer am Berufskolleg Ahlen, dann Professor für Politikwissenschaft an der Fachhochschule Münster und später Abteilungsleiter im nordrhein-westfälischen Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration in Düsseldorf. Er studierte an der Ruhr-Universität Bochum Politikwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, Pädagogik und Arbeitswissenschaft und wurde dort in Soziologie promoviert. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen, zuletzt 2020 den Preis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit der Soziologie.

Zitat: Alle Milieus, die wir in den Achtzigern und Neunzigern aufgegeben haben, sind die, die wir heute als organisierte Kriminalität beschreiben. Man wünschte sich, dass man sie damals nicht aufgegeben hätte.

SZ: Herr El-Mafaalani, was haben wir aus soziologischer Sicht an Silvester in Berlin erlebt?

Aladin El-Mafaalani: Zunächst zur Erinnerung: Das haben wir in schwächerer Form zum Beispiel 2018 schon erlebt. Damals waren die Bilder nicht ganz so verstörend, aber die Logik war ähnlich - Angriffe auf Polizisten und auch auf

Rettungskräfte mit Böllern und Raketen und danach Politiker, die härtere Strafen gefordert haben. An den Strukturen haben wir nichts geändert.

Auch damals gab es eine Migrations- beziehungsweise Integrationsdebatte. Zu Recht?

Was wir hier sehen, ist auf jeden Fall "abweichendes Verhalten", wie man in der Soziologie sagen würde, und ganz sicher auch ein Hinweis auf Desintegration. Integration und Desintegration aber verstanden als allgemeine, offene Begriffe, die sich nicht ausschließlich auf Migration beziehen.

Sondern?

Auf alle benachteiligten Gruppen.

Die Begriffe passen also auch auf, zum Beispiel, einen biodeutschen Langzeitarbeitslosen, der bei den Krawallen dabei war.

Genau. Man würde ja auch sagen: Jemand ist am Arbeitsmarkt integriert oder eben nicht. Es geht also um die Frage, ob Teilhabe beschränkt ist oder nicht. Wenn wir beim Arbeitsmarkt bleiben: Gibt es zum Beispiel Chancengleichheit für behinderte Menschen oder für Frauen? Immer dann, wenn Teilhabe eingeschränkt ist, spricht man davon, dass Integration eine Herausforderung ist. Und wenn sie sehr stark eingeschränkt ist oder gar nicht existiert, spricht man von Desintegration.

Und dieser Fall liegt hier vor?

Für eine sehr kleine Gruppe. Gesamtgesellschaftlich sollten wir dringend sehen, dass die Integrationsgeschichte in Deutschland auch eine Erfolgsgeschichte ist.

Das wäre, stark verkürzt, das "Integrationsparadox", das Sie in einem Ihrer Bücher beschreiben: Weil die Integration insgesamt gelingt, entsteht eine kleine, aber sehr auffällige Gruppe, die abgehängt ist.

Wir erleben seit Jahrzehnten, dass die gesellschaftliche Teilhabe benachteiligter Gruppen zunimmt. Und zwar nahezu aller. Das führt allerdings auch dazu, dass diejenigen, die innerhalb einer solchen Gruppe nicht oder deutlich weniger von der positiven Entwicklung profitieren konnten, zurückfallen. Und das oft sehr stark - übrigens auch und vor allem in der gesellschaftlichen Wahrnehmung. Das Phänomen kennen wir aus unserem Bildungssystem: Als nur etwa zehn Prozent aller Schülerinnen und Schüler aufs Gymnasium gingen und der größere Anteil auf die Hauptschule, sprach man sehr viel weniger von zurückgefallenen Schülern. Inzwischen haben wir die Bildungspyramide aber quasi auf den Kopf gestellt: viel mehr Abiturienten, sehr viel weniger mit Hauptschulabschluss. Für die wenigen mit einfachen oder gar keinen Abschlüssen bedeutet dies, dass sie abgehängt werden und sich auch so fühlen.

Zurück zur Eskalation an Silvester: Wir können also tatsächlich sagen, dass diejenigen, die randaliert haben, weniger integriert sind?

Es ist mit der aktuellen Informationslage zumindest mal anzunehmen. Man weiß ziemlich genau, dass solche Gewaltausbrüche überwiegend von männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen kommen, die sehr häufig in einer benachteiligten Situation sind. Das passt zumindest zu den Personeninformationen, die die Polizei veröffentlicht hat. Wichtig daran ist aber: Das heißt natürlich nicht, dass alle, die diese Merkmale erfüllen, auch zu Gewalt neigen. Insgesamt ist die Jugendkriminalität in Deutschland deutlich zurückgegangen. Es erklärt nicht, warum die Mehrheit der jungen benachteiligten Erwachsenen sich nicht so verhält. Die genannten Merkmale deuten nur auf ein Risiko hin und nicht auf etwas, das man wissenschaftlich "deterministisch" nennen würde. In den unteren sozialen Klassen kann sich aber besonders leicht Resignation breitmachen – eine Art von Gestaltungspessimismus, ein Gefühl von: Es hat keinen Effekt, wenn ich mir Mühe gebe. Ein Gefühl übrigens, das man aus dem Erfahrungshorizont vieler Menschen durchaus nachvollziehen kann.

Die Gewalt auf den Videos aus Berlin sieht nun aber nicht gerade nach Resignation aus.

Nein. Gerade für diejenigen, die nicht resignieren, sondern weiter Stärke ausstellen wollen und nach einer für sie positiven Identität suchen, nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit, wird Gewalt sehr verlockend. Und auch das, was wir heute gern "Parallelgesellschaft" nennen. Man darf nicht vergessen, dass diese Gruppe von Lockdowns und Inflation besonders betroffen ist, dass der Druck sich in den vergangenen Jahren also noch einmal verstärkt hat.

Moment: Gewalt als "positive Identität"?

In der subjektiven Wahrnehmung! Treten wir noch mal einen Schritt zurück: Klassenzugehörigkeit und die Geschlechterfrage fallen hier sehr ungünstig zusammen. Unter denjenigen, die im Bildungssystem weniger erfolgreich sind, deren Zukunftsperspektiven auf dem Arbeitsmarkt also entsprechend schlecht sind, finden sich besonders viele junge Männer. Mädchen sind inzwischen tendenziell erfolgreicher. Und nicht nur das. Durch ihren Erfolg auf diesem Feld emanzipieren sie sich auch immer mehr von alten, stereotypen Geschlechterrollen. Das zusammen führt wiederum dazu, dass eine Gruppe junger Männer nicht nur innerhalb des eigenen Milieus abgehängt wird, sondern sich das bisherige Verhältnis zu Frauen auch noch umkehrt.

Die zünden also Busse an, weil sie den jungen Frauen nichts mehr zu sagen haben? So einfach ist das?

Ich will es so formulieren: Für diese jungen Männer steht die Welt seit ihrer Jugend auf dem Kopf. Alles ist falsch herum: Sie beobachten, wie es anderen immer besser geht, aber sie bleiben außen vor. Auch die Geschlechterdominanz droht zu kippen. Wenn die eigene Lage so aussieht, ist es nicht mehr wahnsinnig überraschend, wenn manche die Bewertungsmaßstäbe umdrehen, damit die Welt für sie wieder richtig herum steht.

Was heißt das konkret?

Man deutet Dinge, die allgemein als schlecht gelten, als gut um. Oder noch konkreter: Man ist benachteiligt, die Mädchen emanzipieren sich, und die Jungs verstärken für sich unter anderem eine alte Rolle von Männlichkeit. Und dabei kann es durchaus passieren, dass man eine Art Spaß am "Widerstand" entwickelt. Diese jungen Männer wollen die soziale Ordnung stören, von der sie in ihrer Wahrnehmung ohnehin nie profitiert haben. Und dafür werden sie im schlechtesten Fall von ihrem direkten Umfeld auch noch prämiert.

Das klingt fast nach der Energie, aus der mal Jugendbewegungen wie Punk oder Hip-Hop entstanden sind.

Das, was Gangsta-Rap ausmacht, lässt sich tatsächlich sehr ähnlich beschreiben. Auch dort gilt ja, dass man sich so verhält, wie es einem immer vorgeworfen wird, allerdings grotesk überbetont. Die Rapper zelebrieren die Kritik und das Entsetzen - und schaffen sich damit eine Art Gewinner-Narrativ. Gangs und Krawalle sind sehr seltene Ausprägungen, die aber so auffällig sind, dass sie dann im gesellschaftlichen Diskurs in den Vordergrund treten. Es passiert also bei sehr wenigen Jugendlichen, dann allerdings so markant, so brüllend laut, dass es besonders viel Berichterstattung nach sich zieht.

Welche Rolle spielen dabei nun die Parallelgesellschaften?

Da, wo solidarische Strukturen im Großen fehlen, es also an einem Miteinander und positiven Zugehörigkeiten mangelt, da können sich parallelgesellschaftliche solidarische Strukturen entwickeln. Das soziale Unten hat sich nämlich stark verändert. Im vergangenen Jahrhundert gab es nicht nur mehr Menschen in der Arbeiterklasse, die Solidarität innerhalb der Klasse, innerhalb des Milieus war auch ungleich höher. Ich bin im Ruhrgebiet aufgewachsen. Da gab es Arbeiterchöre, Arbeiterbibliotheken, also viele Institutionen, in denen man sich solidarisch organisierte. Durch die soziale Mobilität, dadurch, dass wir kaum noch ein Arbeitermilieu haben, ist auch die Solidarität erodiert. Sie ist mit der Fluktuation und dem sozialen Aufstieg vieler Menschen verschwunden. Und an ihre Stelle sind eben manchmal "Parallelgesellschaften" getreten, also sozial segregierte, abgehängte Milieus.. Dort wird das Bedürfnis nach Erfolg auf eigene Art gestillt.

Gerade wächst eine Generation in Deutschland heran, die die Gesellschaft verändern und gerechter machen will. Könnte es zu einer Annäherung mit den Abgehängten kommen?

Fast alle Jugendbewegungen, die etwas verändern wollen - von Punk bis "Fridays for Future" -, haben das Problem, dass die unteren Klassen für ihre Themen selten zugänglich sind.

Warum?

Weil die sich den Luxus nicht leisten können, eine Gesellschaft verändern zu wollen. Und weil oft auch kein Interesse daran besteht: Jemand, dem es an

Status fehlt, möchte seine Position in der bestehenden Gesellschaft verändern, nicht die Gesellschaft selbst.

Und wenn er dabei scheitert?

Wenn man das Erfolgsdogma verinnerlicht hat, die Gründe für das Scheitern bei sich selbst sucht und damit also Selbstwert verliert, wird es sehr viel wahrscheinlicher zu resignieren. Jüngere Menschen neigen allerdings weniger zur Resignation. Die suchen sich eher "positive Identität" und in einer eigenen Gemeinschaft.

Einige sagen, dass wir die, die da eskaliert sind, nicht mehr erreichen werden. Relevant seien nur noch die Zuschauer, die Freunde und Brüder, die sich noch nicht sicher sind, auf welcher Seite sie stehen. Stimmen Sie zu?

Nein, das sehe ich nicht so. Klar ist, dass wir nie alle erreichen werden. Aber selbst, wenn man auf nur 50 oder weniger Prozent kommt, lohnt es sich. Anders gesagt: Alle Milieus, die wir in den Achtzigern und Neunzigern aufgegeben haben, sind die, die wir heute als organisierte Kriminalität beschreiben. Man wünschte sich, dass man sie damals nicht aufgegeben hätte.

Und was sagen Sie den Menschen, die mit der einfachen Lösung kommen, dass man die eben einfach abschieben muss - oder noch besser gar nicht erst reingelassen hätte? Dazu gäbe es sehr viel zu sagen, über Menschlichkeit und Solidarität, aber ich würde hier ganz pragmatisch antworten: Der demografische Wandel, von dem wir seit vielen Jahren hören, tritt jetzt wirklich ein. Und um ihn aufzufangen, brauchen wir eine umfassende Zuwanderung. Allein um die Gesellschaft am Laufen zu halten, benötigen wir noch 15 Jahre lang etwa 400 000 Menschen netto im Jahr. Das ist die Zeit, in der die Baby-Boomer, also die geburtenstarken Jahrgänge, in Rente gehen und versorgt werden müssen. Weil diese 400 000 Menschen im Schnitt mit 1,5 bis zwei anderen Menschen kommen, reden wir also von etwa einer Million Migrantinnen und Migranten jährlich, die wir dringend brauchen. Deshalb werden ja auch die Gesetze gerade verändert. Und jetzt wird es richtig knifflig: Da kommen erwachsene Menschen - keine Kinder, die unser Schulsystem durchlaufen. Wir brauchen also eine Infrastruktur, die diese Menschen darin unterstützt, ihren Platz zu finden, sich weiterzuentwickeln, und zwar egal, in welchem Alter sie kommen. Und damit wären wir bei der Champions League ...

Endlich: Sportmetaphern. Es muss uns egal sein, mit welchen Voraussetzungen diese Menschen kommen, weil wir unseren Bedarf an Arbeitskräften eben gerade nicht nur mit Fachkräften decken können. Wir brauchen also keine *qualifizierte* Zuwanderung, sondern eine *qualifizierende*. Und das alles müssten wir neben den laufenden Herausforderungen in den Griff bekommen. Deshalb bin ich erstaunt, dass wir die Debatten immer noch so führen, dass sie keinerlei nachhaltige Veränderung bringen. Objektiv können wir uns das nämlich nicht mehr leisten.